



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Tausend Jahre deutsch-französischer Beziehungen

Haller, Johannes

Stuttgart [u.a.], 1930

Napoleon III.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-77090](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-77090)

Die Probleme der Weltgeschichte, und um ein solches handelt es sich hier, lösen sich nicht von selbst, gleichsam nach einer in ihnen ruhenden mathematischen Formel, die den Ablauf der Entwicklung und das schließliche Ergebnis unausweichlich beherrscht. Beides, Verlauf und Ende, hängen wesentlich ab von der Art der Menschen, die zur Behandlung der Dinge vorzugsweise berufen sind. Die Frage der deutsch-französischen Beziehungen im Zeitalter der deutschen Einheitsbewegung und Reichsgründung macht davon keine Ausnahme. In diesem Sinn ist die Persönlichkeit Napoleons III. das Schicksal Frankreichs und Deutschlands geworden.

Der kleine Neffe des großen Kaisers, nach einem abenteuerlichen Leben als Verbannter, zeitweilig Gefangener, mit vierzig Jahren durch die Sturzwelle der Revolution auf den Präsidentenstuhl der französischen Republik gehoben, der sich unter ihm binnen kurzem in einen Kaiserthron verwandelte, er ist in der Geschichte nicht gut weggekommen. Die Nachwelt ist in Gefahr, ihn zu unterschätzen, weil sie allzusehr auf das Ende seiner Laufbahn sieht, wo er, vor der Zeit alt geworden, ein kranker, gebrochener Mann, das Unglück hatte, auf einen Gegner zu stoßen, dem er schon in seinen besten Tagen kaum gewachsen gewesen wäre. An seinen übrigen Zeitgenossen gemessen, war er keine verächtliche Erscheinung; den einen Cavour ausgenommen, hat er sie alle überragt. Man wird doch nicht ganz ohne eigenes Verdienst, nur auf Grund eines großen Namens, also auf ein Vorurteil hin, aus dem Exil heraus Kaiser der Franzosen und Schiedsrichter Europas, der nur ein Wort fallen zu lassen braucht, damit die Welt aufhorche. Seine Regierung hätte zweifellos einen andern Abschluß gefunden und würde heute vielleicht ein Ruhmesblatt in der Geschichte Frankreichs

bilden ohne das Auftreten Bismarcks. Das ist es eben, was diese Zeit von allen früheren unterscheidet, daß diesmal durch ein seltenes Gnadengeschenk des Himmels der Staatsmann, der nicht nur wußte, was sein konnte und sein mußte, der auch konnte, was er sollte und wollte, der wahrhaft große Mann, der Mann des Schicksals, auf deutscher Seite stand.

Napoleon III. hat auf die Zeitgenossen den Eindruck einer Sphinx gemacht: aus Widersprüchen zusammengesetzt, ein Rätsel, das niemand lösen kann. So wirkt seine Erscheinung noch heute. Das Widerspruchsvolle lag schon in ihm selbst; vollends verhängnisvoll wurde es dadurch, daß er als Oberhaupt des französischen Staates in eine Lage und vor Aufgaben gestellt war, die seiner Natur im Grunde nicht entsprachen. Er war kein Franzose, in seinem ganzen Wesen der vollkommenste Gegensatz zu allem Französischen. Bis zu seinem 40. Jahr hatte er im Ausland, in Deutschland, Italien, der Schweiz, Amerika und England gelebt und Frankreich nur als Strafgefangener kennen gelernt. Zur Herrschaft gelangt, stand er immer ziemlich einsam über der Nation. Sein persönlicher Anhang waren Abenteurer, Glücksritter wie er selbst, zum Teil dunkle Ehrenmänner, mit seinen nächsten Verwandten lebte er nicht in den besten Beziehungen, und seine Gemahlin, die energische, herrschlustige Eugenie, war eine Spanierin. Für die Masse des Volkes war und blieb er der Träger eines großen Namens, der Neffe des Oheims. Ihm fehlten die natürlichen Zusammenhänge mit der Gesellschaft und dem Volk und damit die Kanäle zu ihrer Beeinflussung. Seine einzige feste Stütze war die Armee und sein Regierungssystem darum auch die militärische Diktatur. Die Stimmung der Armee, der Generäle und Offiziere bildete für ihn das Barometer, nach dem er vor allem schauen mußte. Dabei war er klug genug, zu wissen, daß die Diktatur immer nur als vorübergehender Zustand möglich ist. Darum erstrebte er, seit er einen Sohn hatte, dem er die Nachfolge zu sichern wünschte, den Übergang zur parlamentarischen Regierungsform und übereilte

ihn, als zunehmende Krankheit ihn fürchten ließ, er könne sterben, bevor der Sohn erwachsen wäre. Das machte ihn nach zwei Seiten abhängiger, als ein Herrscher sein darf, der persönlich regieren will. Napoleon hat auf das persönliche Regiment bis zuletzt niemals verzichtet, auch dann nicht, als er äußerlich zum parlamentarischen System sich bequemt hatte. Immer behielt er die Gewohnheiten des Heimlichtuns und Hintersichtführens bei, die er in den Verschwörerzeiten seiner Jugend angenommen hatte. Insbesondere die auswärtige Politik leitete er ganz selbständig und so eigenmächtig, daß er hinter dem Rücken von Ministern und Botschaftern Verhandlungen führte und Abmachungen traf. Und doch ist es keine Paradoxie, wenn man sagt: seine eigene Politik, die, die er für die richtige und beste gehalten haben würde, wenn er frei gewesen wäre, hat er nicht gemacht.

Wenn jede Regierung nach ihren Erfolgen beurteilt wird und in dem Maße gefestigt ist, wie sie Erfolge aufzuweisen hat, so bedurfte der Emporkömmling ihrer doppelt und dreifach. Die Geschichte Louis Philipps hatte ihn gelehrt, wie wenig gerade die französische Nation ihrem Herrscher den Mangel an äußeren Erfolgen verzeiht. Nicht in den gleichen Fehler zu verfallen, hatte er sich von Anfang an vorgenommen. Daher der betriebsame, unternehmerische Zug in seiner auswärtigen Politik, mit der er die Welt fortwährend beunruhigte und in Spannung hielt, daher auch die reklamehafte Art, in der er seine Taten anzupreisen und seine Absichten orakelhaft anzukündigen liebte. In der Politik, das war sein Grundsatz, müsse man nicht nur sein, auch scheinen. Mit treffendem Sarkasmus kennzeichnete ihn der Prinzgemahl von England als den Direktor eines Schauspielhauses, in dem die Zuschauer täglich ein neues Stück zu sehen erwarten.

Keinem französischen Herrscher hätte es näher liegen können, dem Einheitsstreben der deutschen Nation entgegenzukommen. An Deutschland knüpften ihn Jugenderinnerungen, die ihm teuer waren. Auf dem Gymnasium in Augs-

burg hatte er eine deutsche Erziehung erhalten und deutsch denken gelernt. Das Französische sprach er mit dem Akzent eines Deutschen, nicht einmal in der Rechtschreibung war er fest. Noch in späteren Jahren fiel er in der Unterhaltung mit deutschen Besuchern gern in deren Sprache und sagte wohl einmal ganze Gedichte von Schiller her. Wenn er seinen Gedanken den Lauf ließ, machte er den Eindruck eines deutschen Stubengelehrten, und von Politik sprach er oft so, „daß man meinte, man befände sich mitten in einer Gesellschaft von deutschen Doktrinären“. So sah ihn der Herzog von Koburg. Napoleon konnte von Natur nicht anders als Deutschland mit Sympathie gegenüberstehen. Und hatte er nicht das Prinzip der Nationalität als Richtschnur für die Gestaltung der europäischen Staatenwelt auf seine Fahne geschrieben? Die Losung richtete sich in erster Linie gegen Österreich und Rußland, in der Befreiung Italiens und Polens sollte sie sich praktisch verwirklichen und zugleich die beiden Staaten treffen, die unter den Siegern von 1815 am meisten gewonnen hatten. Was den Italienern recht, war den Deutschen billig. In beiden Fällen war es ja der Erbfeind Österreich, der bei Erfüllung des Einheitswunsches seine Stellung, seinen Einfluß verlor. Napoleon hat das selbst anerkannt. Im Gespräch mit Franz Liszt hat er 1861 mit Nachdruck erklärt, die Deutschen dürften darauf rechnen, daß er für sie dasselbe tun würde, was er für Italien getan habe. Man konnte auch dies als französischen Vorteil hinstellen.

Alles zusammen, Gefühl, Grundsätze und Überlegung, konnten Napoleon wohl dazu führen, die Schöpfung der deutschen Einheit zu dulden, sogar sie zu begünstigen und zu fördern. Vielleicht, ja wahrscheinlich hätte er es rückhaltlos getan, wäre er Herr seiner Entschlüsse gewesen. Das war er nicht. Nicht seine eigene Politik hatte er zu machen, sondern die Politik Frankreichs, und Frankreich erlaubte ihm nicht, zu tun, was er gern getan hätte. Es lebte in alten Überlieferungen und Wünschen und hoffte vom Kaiser, daß er sie erfüllen werde. Vorüber war mit dem Intermezzo der Revolution auch die weltbürgerlich-friedselige Stimmung,

die 1848 vorgeherrscht hatte. Hatte schon damals die Beseitigung der Wiener Verträge im Hintergrund der französischen Politik gestanden, so war sie jetzt bestimmte Erwartung: was Bourbon und Orléans nicht vermocht, das mußte dem Bonaparte gelingen. Eben darum hatte die Nation ihn, den Fremden, auf den Schild gehoben, weil sein Name allein Bürgschaft genug schien. Das zweite Kaiserreich konnte die Erinnerung an das erste am wenigsten verleugnen. Darüber waren die Zeitgenossen einig.

Der neue Kaiser, so urteilt Perraud noch im Jahre 1923, mußte sich herausgefordert fühlen, „die Wunde zu schließen, die der französischen Flanke durch die Verträge von 1815 geschlagen war“. Das war es, was Frankreich von ihm erwartete: den Rhein. Während des Krimkriegs schrieb Tocqueville, der sein Volk kannte, an einen englischen Freund: dieser Krieg sei nicht volkstümlich; würde er, statt in der Krim, am Rhein geführt und würde folglich sein Ziel klar begriffen, so könnte man wieder die ganze Nation auf die Beine bringen, wie das zu andern Zeiten geschehen sei.

Am stärksten herrschte diese Stimmung, wie natürlich, in der Armee. Wir sind zufällig in der Lage, nachzuweisen, in welchem Geist die Blüte des Offizierkorps damals erzogen wurde. 1864 erschien ein Buch von Lavallée über die Grenzen Frankreichs, hervorgegangen aus den Vorlesungen, die der Verfasser seit 32 Jahren an der Kriegsakademie von St. Cyr gehalten hatte, in seiner Art ein vortreffliches Buch, aus dem sich noch heute manches lernen läßt. In ganzen Kapiteln ist es ein förmlicher Hymnus auf die Rheingrenze. Es beginnt mit dem Satz von Strabo, der in passender Verdeutlichung wiedergegeben wird: „Gallien oder das französische Land (*la Gaule, ou la région française*) ist von der Natur begrenzt durch den Ozean, die Pyrenäen, das Mittelmeer, die Alpen und den Rhein.“ Wo vom Frieden von Campoformio und der ersten Abtretung des linken Rheinufers die Rede ist, bricht der Verfasser in die begeisterten Worte aus: „Nach acht Jahrhunderten der Anstrengungen sollte Frankreich die Grenzen erreichen, die von der alten Monarchie so sehr er-